

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

Per konnte am Ton seiner Stimme hören, daß sie nichts Böses vorhatten, und da bat er sie, Platz zu nehmen. Und im selben Augenblick verlor sich auch die Spannung in Sophies Rügen.

„Hm!“ Der eine sieht den andern an.

„Es ist schönes Wetter!“ sagt Jerik.

„Ja,“ antwortet Per.

Torf-Tammes spuckt gewaltig aus.

Pause.

Eine Weile sitzen sie da und sehen einander an.

Es ist, als müßte etwas gesagt werden.

Alle warten.

Noch immer kein Wort.

Jerik ist Wortführer; das kann man ihm ansehen.

„Siehst Du, Per, hm! — ich sage, ja so mancherlei!“

„Ja, das weiß der liebe Gott, daß Du das tust,“ lacht Torf-Tammes.

Es zuckt um Moor-Christians Mundwinkel, und Gängel-Per's dünner Bart hängt schlaff herab.

Per räuspert sich; er weiß nicht recht, wo sie hinauszukommen.

„Ja, aber wenn man so viel sagt, dann kann es nicht alles gleich gut sein!“ Jerik zupft an seinem langen Schnurrbart. „Auch nicht gleich richtig —! Nun also!“

„Nein, und Du wußtest ja auch eigentlich nicht Bescheid. Aber ich wußte es, das ist etwas ganz anderes!“ Torf-Tammes Mund wird doppelt so breit, als er sonst zu sein pflegt.

Per entnimmt aus alledem, daß es eine Art Entschuldigung sein soll und sagt zu Sophie, ob sie nicht ein Tröpfchen Kaffee habe.

Sie atmen alle erleichtert auf.

Nachdem sie hinausgegangen ist, beugt sich Jerik zu Per hinüber und sagt flüsternd: „Wir wissen gut, daß sie vieles durchgemacht hat, und das hast Du ja auch, Per. Du willst ja auch nur unser Bestes und ah — na und dergleichen mehr!“

„Wir begreifen jetzt das Ganze, und kurz und gut, das ist die Meinung“ fügt Tammes hinzu und sieht Per mit seinen großen Augen offen an.

Aus dem Ton ihrer Worte klingt eine große Offenherzigkeit. Per kann ihr Herz darin schlagen hören. Er sitzt vorn über gebeugt und sein Ohr saugt mit Wohlbehagen ihre Worte auf.

Sophie kehrt ins Zimmer zurück, und plötzlich beginnt Torf-Tammes von ganz anderen Dingen zu reden. Das wirkt so komisch auf Per, daß er zu lachen beginnt.

Und sein Lachen klingt, als wäre es bis jetzt irgendwo verborgen gewesen und könnte jetzt plötzlich herausschlüpfen und ins Freie gelangen.

Er blickt Sophie so innig an. Sie begreift, daß er frohen Herzens ist. Und ein Lächeln, das wie ein Widerschein seines Lächelns wirkt, huscht über ihr Antlitz.

Sie trinken ein paar Kaffeeplütsche. Es ist, als ließe sich die Luft jetzt so leicht atmen. Es ist ihnen allen so wohl zu Mut.

Und dann reden sie frisch von der Leber weg, und sie lachen und spucken, daß es nur so auf die Beindiele herunterklatst.

Im Laufe des Gespräches schlägt Jerik mit dem Mittelfinger hart auf den Tisch, das ist so seine Gewohnheit, wenn er etwas Wichtiges zu bemerken hat.

„Und dann mußt Du uns jetzt erklären, Per, wie wir die Sache anfassen sollen, unsere eigene Sache, wie Du sie nennst.“

„Wenn wir ihnen auf den Leib rücken, den Burschen,“ murmelt Moor-Christians.

Und Torf-Tammes fügt lachend hinzu:

„Ja, das wär so etwas, hol's der Satana! ha, ha, ha!“

Gängel-Per hustet:

„Den Hoiby-König, den kriegen wir nicht so leicht zu fassen.“

Das Ende vom Lied ist, daß sie sich verabreden, sich an einem anderen Tage zu versammeln und inzwischen den anderen Landarbeitern Mitteilung davon zu machen.

Per begleitet sie bis zur Tür.

Nachdem sie fort sind, bleibt er einen Augenblick ruhig stehen. Das Licht der untergehenden Sonne liegt so goldig fein über den Hoibyer Höhen, und dann wendet er sich nach Osten, wo die weiß gekalkten Mauern des alten Hofes durch die Pappelbäume leuchten.

Morgen in aller Frühe wird die Sonne dort wieder aufgehen.

Und es ist Per, als sei die Erde trohalledem so schön.

11.

Per Holt pflanzte Stachelbeerbüsche um und lichte das Buchswehr, das als Schutzgürtel im Garten des Hoibyhofes angepflanzt war. Er verstand es, allerhand Arbeit auszuführen, dieser Per; das hatte der Hoiby-Bauer bald entdeckt.

Die Erde war feucht, die Blätter naß; von den Feldern da draußen kam der Herbst herein und strich in feuchten Schauern durch die Zweige.

Per arbeitete schnell.

Es war ihm aufgefallen, daß die Bäuerin in der Nähe umherlungerte.

Sie konnte ja gut die Büsche und den Garten und das Ganze betrachten, es war aber so, als hätte sie noch etwas anderes auf dem Herzen.

Sie hielt vor Per inne und begann eine Unterhaltung. Was dahinter wohl eigentlich stecken mochte? Sie gehörte sonst nicht gerade zu den Redseligen.

Hastig und laut zog sie den Atem durch die Nase; sie hatte also irgend etwas auf dem Herzen.

„Wie steht es eigentlich daheim, Per?“

„Gut,“ antwortete Per gleichgültig. Er dachte wohl, daß es sich in diesem Falle um etwas ganz anderes handelte.

„Ach Gott sei Dank, Per, das freut mich zu hören!“

Sie faltete die Hände über ihrem umfangreichen Leib und sügte hinzu, indem sie den Blick nach oben richtete:

„Wir haben allerdings alle viel Ursache, Gott zu danken, wir armen Menschen — ob Du daran auch immer denkst, Per?“

„Ach, das mag mitunter wohl schlimm genug sein!“ Per fuhr fort zu arbeiten.

Es entstand eine kleine Pause.

Dann sagte sie irgend etwas Gleichgültiges über die Stachelbeerbüsche. Plötzlich jedoch wandte sie sich Per zu und fragte:

„Was ist doch das eigentlich für eine Sache, die Du da angefangen hat, Per? — Der Bauer ist so böse darüber.“

Per legte seine Arme ausruhend auf den Spaten. Er begriff, daß jetzt der Punkt gekommen war, um den es sich im Grunde handelte.

„Du meinst wohl unsern Verein?“

„Ich weiß nicht, wie es heißt, aber der Bauer sagt, daß ihr kleinen Leute in Zukunft bestimmen wollt, welchen Lohn die Hofbesitzer Euch geben sollen. Und das ist ja entsetzlich!“

Per lächelte.

Eine andere Antwort gab er ihr nicht.

„Du kannst doch wohl begreifen, Per, daß das nie und nimmer angehen kann. Gib es lieber auf.“

Per kniff die Augen zusammen und fragte:

„Warum sollte ich das?“

„Der Bauer ist so böse darüber!“

Da lachte Per der Hoibybäuerin direkt ins Gesicht.

Aber sie ward böse und sagte:

„Es ist einerlei, aber Du wirst sehen, Du wirst es schon noch bereuen, bester Mann!“

Damit verschwand sie.

Nicht lange danach erschien sie indessen wieder. Sie sprach in freundlichem Ton und bat Per, zu einem Extratröpfchen Kaffee und einem Stück Weißbrot hinein zu kommen.

Und dann sagte sie zu Per, daß sie sein Bestes wolle und daß viel Streit und viel Böses aus alledem entstehen würde, das könne sie wohl an dem Bauer merken.

Und es sei ja auch ein ganz unsinniges und unredliches

Beginnen. Und sie kenne Niels Rask auf Soiby. Und daher meinte sie, daß das Ganze wohl einschlafen würde, wenn sie ein paar nette Worte mit Per spräche. Und sie sei sicher, daß Niels Rask dann auch nicht mehr daran denken würde.

Aber Per blieb unerjchütterlich fest. „Daß Du es wagst, Per!“ rief die Soibybäuerin kopfschüttelnd und doch halbwegs bewundernd, daß er es wagte, dem Soibykönig zu trogen.

Der Abend kam und Per sollte seinen Tagelohn haben. Der Soibybauer ließ erst die anderen Leute fortgehen, nachdem sie ein Lied gesungen hatten, dessen letzte Strophe folgendermaßen lautete:

Man muß in dieser Sündenwelt
mit vielen Teufeln kämpfen,
und nur das reine Gotteswort
kann ihren Aufruhr dämpfen.
Dann findet jeder seinen Platz
und ist mit ihm zufrieden,
und seinem Sinn wird stilles Glück
vom Himmel her beschieden.

Er wollte nicht, daß die Leute hören sollten, was er und Per sich möglicherweise zu sagen hatten.

Aber er ließ sich nichts merken. Er sah am Tischende breit und sicher und mit der Inschrift: „Der Herr ist mein Hirte“ wie eine Krone über seinem Haupte.

Der Tagelohn betrug 25 Dere mehr als sonst in dieser Jahreszeit. (Fortf. folgt.)

31

Der letzte Zentaur.

• Von Paul Senje.

Der alte Heide aber zeigte sich, trotz seiner höllischen Pferdefüße als ein ganz zahmer, menschenfreundlicher Kamerad. Er sprenkte geradewegs auf die hohe Laube zu, auf der ich saß, und sah mit einer höllischen Miene, wie einer, der gerne mit einem Fremden anbinden möchte, mir ins Gesicht, der ich ihm ebenso artig zunickte. Dann aber richtete er seine großen glänzenden Augen auf das Schenkermädchen, das neben mir stand, zwei offene Flaschen voll Tirolerwein in den Händen. Sie hatte sie für Gäste heraufgetragen, die das Hasenpanier ergriffen hatten, und stand nun, da sie, obwohl mit dem Dorfschneider verlobt, ein munteres, corragiertes Frauenzimmer war, ohne Scheu neben mir auf dem Altan, um die Wundergestalt in aller Arglosigkeit zu betrachten. Dem Fremdling mochte die saubere Dirne — man hieß sie die schöne Ranni — ebenfalls einleuchten, nicht minder auch der rote Wein, den sie trug. Mit soviel Lebensart, wie man solchem Rognmenschen kaum zutauen sollte, nahm er den Rosenzweig hinterm Ohr hervor, roch erst daran und überreichte ihn dann ohne Mühe, da Haupt und Schultern noch über die Brüstung der Laube hinausragten, dem schönen Kinde, das etwas geschämig tat, die Blumen aber doch nicht ausschlag, sondern in ihren Brustlag neben den silbernen Löffel steckte. Zugleich schien sie gemerkt zu haben, worauf die ganze Huldigung abzielte.

Ohne Zaudern reichte sie ihrem Verehrer die beiden vollen Flaschen hinaus, die er auch mit freundlichem Kopfnicken ergriff, und dann in so reichen Bügen leerte, wie unsereins zwei Gläser Champagner hinunterstürzt.

Ein beifälliges Murren unter den Kopf an Kopf gedrängten Zuschauern begleitete diese ganze trauliche Szene, und ein paar lede Burschen wagten sogar ein „Wohl bekomm's!“ oder „Geseign'es Gott!“ zu rufen, wurden aber gleich von den Vorsichtigeren niedergezischt. Aber auch dem fremden Gast schien der Wein die Zunge gelöst zu haben. Er sagte erst dem Mädchen einige Artigkeiten, die sie aber nicht verstand und nur mit Nicken und Kopfschütteln erwiderte. Dann wandte er sich an mich, fragte mich, wo er sich hier befinde, und wie das wilde Volk heiße mit den Pelzhauben und der ohrenzerreißenden Musik, unter das er, er wisse selbst nicht wie, geraten sei. Ich antwortete —

„Erlauben Sie, Herr Genelli, unterbrach ihn der Wirt, der gleich uns anderen begierig gelauscht hatte, in welcher Sprache unterhielten sie sich mit dem antiken Herrn?“

„Im reinsten Griechisch, Herr Schimon; Sie mögen es nun glauben oder nicht. Er sprach es natürlich etwas fließender, als ich, aber mit einem Anflug an den jonischen Dialekt, der mir hier und da das Verständnis erschwerte. Indessen, es ging. Rot bricht Eisen und lehrt radebrechen. Sie werden selbst schon erlebt haben, daß Sie im Traume ganz korrekt Ungarisch oder Spanisch sprachen, was Ihnen sonst sauer werden möchte. Aber unterbrechen Sie mich nicht wieder; lassen Sie mir lieber einen neuen Spieß Carlswäher kommen. Wo war ich denn stehen geblieben? Richtig, wo ich den Spieß umdrehte und ihn fragte, wie es im Homer steht:

Wer er sei und woher, wo er wohnt und wer die Erzeuger.
Da kamen denn kuriose Dinge heraus.

Stellt euch vor, der arme Bursche war vor so und so viel tausend Jahren hoch oben durchs Gebirge geritten, in Geschäften, wie er sagte, da er als Landarzt — Kreisphysikus würde man's heute nennen — einen gewaltigen Bezirk zu versehen hatte, lauter wildes, armes Volk, Hirten, Pärenjäger, Pfahlbauern, und so weiter. Nun war's gerade ein heißer Tag und er hatte bei seiner Praxis überall scharf gezecht, hineingegossen, was die Leute ihm gerade vorsetzten, da er sie meist um ein Glas Wein oder Engianbranntwein kurierte, und wie er mittags an eine Gletscherhöhle kommt, denkt er, du willst ein Schläschen machen, streckt sich in der dämmerigen blauen Eispelunke hin und schläft richtig ein. Was weiter geschähen, wußte er freilich nicht zu sagen, und auch ich konnte ihm nur die Vermutung aussprechen, daß Schnee oder Eismassen um ihn zusammengegestürzt und heute erst wieder aufgetaut sein müßten, daß er, wie jenes Rammungetüm im Polareise, frisch und ohne jeden Hautgout sich in seinem Eiskeller konserviert habe, nur mit dem Unterschiede, daß auch sein Geist, dank dem vielen genossenen Spiritus, durch den unmäßigen Winterschlaf hindurch keinen Schaden gelitten und er nun als ein vorjintflutliches mythologisches Rätsel auf vier gesunden Weinen in unsere entgötterte Welt hineinsprengen könne. Ich suchte ihm in aller Kürze, so gut es ging, über die ungeheure Klust hinwegzuhelfen, die sein Erwachen von seinem Einschlafen trennte. Aber ich merkte bald, daß die sumnarische Weltchronik, die ich vor ihm aufrollte, ihm sehr wenig interessierte. Er schüttelte nur den Kopf, als ich ihm erzählte, die Götter Griechenlands seien ein überwundener Standpunkt, und mit dem kleinen Lutherischen Katechismus wußte er ebenjowenig anzufangen, wie mit dem heiligen Augustin oder Pius IX. Auch die politischen Umwälzungen der letzten dreitausend Jahre ließen ihn völlig kalt. Als ich endlich schwieg, seufzte er so recht vom Grunde seiner zürlichen Zentaurenseele auf und sagte: er werde von allem, was ich ihm da vorgefabelt, aus dem Jeshuten nicht flug, und das sei ihm auch ganz gleichgültig. So viel merkte er, daß ihm ein recht häuslicher Poffen gespielt worden sei mit jener Aufsehwahrung im Eiskeller; inzwischen sei alles anders geworden und nur er derselbe geblieben, wessen er sich eben nicht schäme, denn nach den wenigen Proben scheine ihm die Welt viel lumpiger, schäbiger und nicht einmal gescheiter geworden zu sein, die Wälder dünner, der Wein saurer, die Weiber — bis auf seine Freundin Ranni oder Rannidion“ (wie er sich das Rannel ins Griechische überfetzte) — plumper und einfältiger. Nun erzählte er, was er seit seinem Erwachen für Erfahrungen gemacht hatte.

Kaum war ihm nämlich sein Gletschermantel von den Schultern geschmolzen, und er hatte sich die letzten Rebel des Schlafes aus den Augen gerieben, so war er ins Freie hinausgetrabt, ärgerlich über die, wie er wähnte, lange Veräumnis von vierundzwanzig Stunden, da er einen schweren Patienten eine Stunde tief im Tal zu besuchen hatte. Als er sich aber umsah, schien ihm alles so wunderbar, daß er noch fortzuträumen glaubte. Dichte Wälder, durch die er sich sonst pfadlos hindurchzuwinden hatte, waren verschwunden; auf Wiesen, wo sonst der Ur- und der wilde Steinbock gegrast, sah er Herden buntsarbiger Kühe weiden; hier und da stand ein Blockhaus am Wege, hoch hinauf mit Heu angefüllt, und nicht selten sah er kleine Steige gebahnt oder Balken über Gießbäche gelegt, die er früher mit einem mächtigen Satz hatte überspringen müssen. Kopfschüttelnd hielt er still und überlegte bei sich, wie sich das alles über Nacht verwandelt haben möchte. Da er aber kein Freund von überflüssigen Nachsinnen war, beschloß er eine benachbarte Waldnymphe um Aufschluß zu bitten, mit der er auf vertraulichem Fuße stand. Er rief ihren Namen in die Schlucht hinunter, aus der noch wie damals die mächtigen Edelstannen heraufragten. Sonst war sie gleich oben im Wipfel erschienen, da sie sehr einsam lebte und gerne eine Ansprache hatte. Heute zeigte sich nur ein altes Weib, das Engian sammelte und beim Anblick des vierbeinigen Rugeheures mit heiserem Jammergeschrei und heftigem Kreuzschlagen sich ins Dickicht verfrucht.

Also trachte er immer nachdenklicher seines Begehres weiter, und da es gerade ein Sonntag war und die Kirchweih alles, was eine saubere Jade und ein paar Kreuzer in der Tasche trug, in das Dorf hinuntergelockt hatte, begegnete er auch keiner Menschenseele, als ein paar Hüttenbuben, die ebenso hästig vor ihm Reißaus nahmen wie das Kräuterweib. Nun sah er auch unten die ersten kleinen Häuser, die mit ihren weißgetünchten Wänden und blauen Fenstern als ein neues Rätsel ihm entgegenstimmerten. Hier hatten sonst nur verfallene Hütten der wilden Ziegenhirten gestanden, elende Pferde zwischen Gestrüpp und Klippen. War eine Stadt aus der Ebene ausgewandert und hatte sich in die Berge verstiegen? Ein feltames Gebäude mit hohem Dach und spittem Turm ragte aus den Schindeldächern in die Lüfte, und oben aus den schwarzen Turmluken drang ein unerklärliches Summen und Schallen hervor, das er nie gehört hatte und das in seiner feierlichen Eintönigkeit ihn vollends bestürzt machte.

Das Grauenhafteste aber in dem ganzen Märchen, das ihn an seinen gesunden Sinnen zweifeln ließ, begegnete ihm, als er den ersten Hütten des oberen kleinen Dorfes sich näherte. Unter einem spitzen, rotgetünchten Bretterdach hing da ein Mann mit ausgebreiteten blutkräftigen Armen an ein Kreuz genagelt, aus einer Seitenwunde blutend, die Stirn von großen Blutstropfen überquollen, die unter den spitzen Stacheln eines hiden Dornenkranges hervordrangen. Gleichwohl schien der Gemarterte noch am Leben.

Er hatte die Augen weitgeöffnet nach oben gekehrt, und der kundige Blick des Centauren fand auch an den nackten Gliedern noch nicht die Farbe der Verwesung.

Er redete den armen kleinen Mann mit seiner freundlichsten Stimme an, fragte, um welches Verbrechen man ihn so schwer büßen lasse, ob er ihm vielleicht von seinem Marterholz herunterhelfen und die Wunden verbinden solle. Als er keine Antwort erhielt, betührte er sacht die Brust des stummen Dulders. Da merkte er, daß es nur ein hölzernes Bild war. Ein Rosenstrauch war neben den Stamm des Kreuzes gepflanzt. Von dem pflüdete er einen kleinen Zweig, roch daran, wie um wieder etwas Liebliches zu genießen, und verließ dann die Stätte mit immer unheimlicherem Staunen.

Im Dorf hatte gerade der Pfarrer, ein altes Männlein, das den Kirchweihfreuden längst abgestorben war, für die anderen zu Hause geliebten Invaliden einen Bespergottesdienst begonnen, zu dem die kleinen Buben das Geläut besorgten. Wie nun der Fremdling, dem alles, was ihm links und rechts in die Augen fiel, ein Rätsel war, an die offene Kirchentüre kam, hielt er an und spähte neugierig in das halbdunkle Innere. Ein Sonnenstrahl fiel durch das kleine Seitenfenster neben dem Altar und beleuchtete das Bild einer wunderschönen Frau mit goldenen Haaren in blau und rotem Gewand, die einen Knaben auf dem Arm und eine Lilie in der Hand trug. Sie hatte die großen, sanften Augen gerade auf ihn gerichtet, als wolle sie ihn einladen, näher zu treten. Zu ihren Füßen, ihm den Rücken zuwendend, stand der kleine Pfarrer im Ornat, und die sämtliche Gemeinde kniete jetzt, gleich ihm, vor der schönen Frau. Du solltest doch hineintreten und sie dir etwas näher betrachten, sagte der Fremde zu sich selbst. Und gedacht, getan. Er trat, ohne an etwas Arges zu denken, durch das Portal und geradewegs über die Steinfliesen, die von seinem mächtigen Hufschlag dröhnten, auf den Altar zu.

Welch einen Spektakel das gab, kann man sich denken. Im ersten Augenblick freilich versteinerte der Schrecken über diese Tempelschändung durch ein so unerhörtes, geradenwegs der Hölle entzweigtes Ungeheuer die ganze andächtige Gemeinde samt ihrem Seelsorger. Dann aber besann sich dieser, der trotz seiner achtzig Jahre durchaus kein Don Abbondio war, daß der Eindringling niemand anders als der leibhaftige Satan sein könne, erhob was er gerade Geweihtes in der Hand hatte und rief, es gegen den Versucher schwingend, mit lauter Stimme sein „Apagel Apagel! und nachmals Apagel!“ (Hebe dich weg!) — „Wein, Zeus,“ sagte der Centaur, „das freut mich, endlich einen redenden Menschen zu begegnen, der noch dazu griechisch spricht. Du wirst mir nun wohl auch sagen können, Alter, wer diese schöne Frau ist, ob sie noch lebt, was Ihr hier treibt, und wie sich überhaupt alles seit gestern so fabelhaft verändert hat.“ — Den Pfarrer überließ es eiskalt, als er sich von dem bösen Feinde anreden hörte, noch dazu in einer Sprache, die ihm natürlich Griechisch war. Wieder erhob er seinen Ruf und schlug ein Kreuz über das andere, wich aber doch ein wenig vom Altar zurück, da ihn die Unbesonnenheit des hohen Fremden einschüchterte, und hätte sich dieser nicht umgesehen, wer weiß, wie es abgelaufen wäre. Jetzt aber kam die Reihe, sich zu fürchten, an unseren Hohnmenschen. Denn wie er die vom Schreck verstörten Wackelköpfe der alten Männer und die verwelkten Gesichter der greisen Weiblein unter ihren hohen Pelzhauben sämtlich ihn anstarrten sah, überkam ihm plötzlich die Furcht, er möchte in ein Konventitäl von Hexen und Zaubereern geraten sein und Strafe leiden, wenn er ihr geheimes Wesen noch länger störe. Also machte er, nachdem er der schönen Wandaugigen noch einen verehrungsvollen Blick zugeworfen, auf einmal kehrt und stob mit gewaltigen Schritten, den Schweif wie zur Abwehr böser Geister hoch um den Rücken schlagend, über das hallende Pflaster zur offenen Tür hinaus.

Better Freund, sagt' ich, als er mir das alles treuherzig ge-
beichtet und meine Aufklärungen nur halb verstanden hatte, Ihr seid in einer verwichenen Lage. Wie Ihr da geht und steht, möchte es schwer halten, Euch in der modernen Gesellschaft einen Platz ausfindig zu machen, der zu Euren Gaben und Ansprüchen paßt. Wäret Ihr nur ein paar Jahrhunderte früher aufgelaufen, so etwa im Cinguecento (fünfzehnten Jahrhundert), so hätte sich alles machen lassen. Ihr hättet Euch nach Italien begeben, wo damals alles Antike wieder sehr in Aufnahme kam und auch an Eurer heidnischen Nacktheit kein Mensch sich geärgert haben würde. Aber heutzutage und unter dieser engbrüstigen, breitstirnigen, verschneiderten und verschmittenen Lumpenbagage, die sich die moderne Welt nennt — ich fürchte, mein Lieber, Ihr werdet es sehr bedauern, nicht lieber bis an den jüngsten Tag im Eise geblieben zu sein! Wo Ihr Euch sehen laßt, in Städten oder in Dörfern, werden Euch die Gassenbuben nachlaufen und mit faulen Kesseln bewerfen, die alten Weiber werden Ezer schreien und die Pfaffen Euch für den Gottseibeius ausgeben. Die Zoologen werden Euch betasten und begaffen und dann erklären, Ihr wäret ein unorganisches Monstrum und könntet nichts Besseres tun, als Euch einer kleinen Vivisektion unterziehen, damit man sähe, wie Euer Menschenmagen sich mit Eucem Pferdemagen vertrage. Seid Ihr aber der Scylla der Naturforscher entronnen, so fallt Ihr in die Charybdis der Kunstgelehrten, die Euch ins Gesicht sagen werden, daß Ihr ein schamloser Anachronismus, eine totgeborene und nur galvanisch belebte

Relique aus der Zeit des Parthenonfrieses seid — wo die Künstler, die nur noch Hosen und Bäuser und kleine wackige Armeligkeiten malen können, werden sich in ihren tugendhaften Armenversorgungsanstalten, genannt Kunstvereine, zusammenrotten und bei der Polizei darauf antragen, daß Ihr ausgewiesen werdet, als der öffentlichen Moral im höchsten Grade gefährlich. Daß Ihr Praxis bekommen könntet, auch nur als Pflanzarzt, ist vollends undenkbar. Man hat jetzt ein anderes Naturheilverfahren als zu Euren Zeiten, der vielen anderen gelehrten Systeme zu geschweigen, und daß ein Doktor seine Equipage vors Krankenbette mitbringt, ist unerhört. Blicke also nichts als der Ficus oder die Menagerie, um Euer Brot zu verdienen, und fern sei es von mir, einen Mann von so guter Familie, wie Ihr, eine solche Erniedrigung zuzumuten. Nein, Bester, bis uns etwas Geschickteres einfällt, will ich selbst mein bißchen Armut mit Euch teilen. Wenn ich es recht bedenke, bin ich ja nicht viel besser daran als Ihr, muß mir auch von Gassenbuben und bißgotten Verteln, Keitheitlern und meinen eigenen werthen Kollegen die größten Schandigkeiten gefallen lassen, und seht, ich lebe noch und fühle mich in meiner Haut tausendmal wosler, als all das Gewürm und Gefindel, das mir nicht das Leben gönnt. Nut, lieber Freund! Dieser rote Wein ist zwar nur ein säuerlicher Nagenpuder, aber Ihr werdet Euch auch nicht zu oft in Nektar gütlich getan haben, und corpo della Madonna! (beim Körper der Madonna!) wenn zwei rechte Kerls miteinander Brüderschaft trinken, so adeln sie den ordinärsten Tropfen.

Damit reichte ich ihm meine Flasche, welche die Ranni wieder gefüllt hatte, und klang, das Glas erhebend, mit ihm an, wozu er als zu einem ganz neuen Brauch ein verduhtes Gesicht machte. Ich winkte dann dem Rädel, für neue Zufuhr zu sorgen, und so schwammen wir bald im Heberfluß und wurden guter Dinge. Raß und nach machte unsere Kordialität auch das Bauernvolk vertraulich. Einige der Beherzten wagten sich wieder in den Hof und zogen, da ihnen nichts zuleide geschah, bald die anderen nach sich. (Schluß folgt.)

Osterkuriositäten.

Ostern ist das Fest des Frohsinns: das Erwachen der Natur löst im Herzen eine Jubelstimmung aus, die unsere Urväter so gut empfanden wie wir, die aber in jener robusteren Zeit einen ganz anderen Ausdruck fand und sich in Gebärden äußerte, die dem heutigen Geschlecht als Kuriositäten erscheinen. Selbst die Diener der Kirche suchten den Gegensatz zwischen der düsteren Fastenzeit und dem freudigen Feste der Auferstehung dadurch zu betonen, daß sie in den Gottesdienst allerlei Späße und Possen einflochten. „Gute Nacht, Stockfisch, willkommen Dab“, — so konnte im Jahre 1506 ein Mönch seine Osterpredigt beginnen und ein fröhliches Lachen der Gemeinde war die Antwort. Einige geistliche Osterkerze dieser Art sind berühmt geworden: der Geistliche Matthäus berichtet, er habe in seiner Jugend oft das Märchen erzählt hören, wie der Sohn Gottes an die Vorburg der Hölle gelang und mit seinem Kreuze anpochte. Zwei Teufel, die den ungebetenen Gast erpöhen, suchten ihm den Eintritt zu verwehren, indem sie ihre langen Nasen als Niegel vor die Tür schoben, aber gegen die Kraft des Kreuzes sind sie machtlos, die Tür fliegt mit lautem Krach auf und die beiden Teufel sind je um eine Nase ärmer! In Waiblingen befaßl einmal am Ostersonntag ein Prediger — dieses Osterkuriosum berichtet der Humanist Bebelius — alle Männer, die wirklich zu Hause das Regiment führten, sollten das Lied „Christ ist erstanden“ anstimmen; eine ganze Zeilang blieb es mäusestill, bis schließlich ein Mann — er war wahrscheinlich unverheiratet — ärgerlich über das lange Schweigen, sich zu dem Gesange verstand. Nachher trugen die Männer den Ketter der Ehre ihres Geschlechts im Triumph nach Hause und bewirteten ihn reichlich. Ein andermal richtete ein Prediger an die Frauen die Aufforderung, es sollten alle die, welche die Hosen im Hause anhängen, den Ostergesang anstimmen, und sofort setzte der Choral laut ein.

Besonders beliebt waren dramatische Einlagen in dem Gottesdienste. Sie entwickelten sich im 10. Jahrhundert aus dem lateinischen Wechselgesange zwischen den Engeln und den drei Marien am Grabe. Um nun der Gemeinde eine Augenweide zu bieten, legten die Geistlichen eine Art Verkleidung an und gestalteten den Gesang durch Dramatisierung von Bibelstellen aus. Die Zahl der Darsteller wuchs, ein Salbenhändler handelte mit den drei Marien — ein realistisches Moment — und schließlich unternahmen die Apostel Petrus und Johannes einen Wettlauf, um möglichst rasch zum Grabe des Herrn zu kommen! Dieser Wettlauf ist der erste erweiternde Zug in diesen Spielen und in der Tat geht das komische Drama auf ihn zurück.

In der gallikanischen Kirche war es üblich, daß bei dem Mysterium von der Auferstehung Christi einem Juden eine kräftige Ohrspeise verabreicht wurde; die Ausführung dieser Handlung galt als eine Ehre, die dem vornehmsten Gemeindeglied überlassen wurde, und das Opfer, der Jude, wurde zu der Handlung durch Gewalt oder durch Bezahlung veranlaßt. War im Orte kein Jude vorhanden, so mußte sich ein Christ als Jude verkleiden und die Ohrspeise in Empfang nehmen.

Auch in den alten Volksbräuchen des Gründonnerstags gibt es der-

artige Judentreiben. Sie hängen unmerklich mit der Person des Verräters Judas Ischariot zusammen. Deshalb heißt auch heute der Gründonnerstag da und dort noch Judastag. Auch das Judasverbrennen, das in verschiedenen Gegenden noch zu beobachten ist, erinnert daran. Es besteht darin, daß eine Puppe aus Stroh oder Lumpen im Dorfe hin- und hergetragen wird, die überall mit Schelten, Pöffen, Schlägen und Steinwürfen empfangen und schließlich auf freiem Felde verbrannt wird. In manchen Gegenden wird die Judaspuppe auch geseinigt. Das Steinwerfen auf die an einen Pfahl oder Baum gehängte Puppe dauert so lange, bis der letzte Felsen herunter ist. Vereinzelt kommt es auch vor, daß sich Männer als Judas Ischariot herausgeben und so am Gründonnerstag von Haus zu Haus gehen. Auf die Nachricht, daß der Judas im Dorfe umher, stürzen Männer, Frauen und Kinder aus den Gehöften und nun beginnt das Judastreiben. Dabei fallen viele Scheltworte und noch mehr Pöffe und Schläge ab. Das macht freilich nicht viel aus; denn der Judas hat sich vorgelesen und ist mit einer sehr dicken Umhüllung erschienen. In Böhmen und Tirol werden am Gründonnerstag Judasfeuer angezündet, die dazu nötigen Feuerungsmaterialien — Judasholz und Judaslohlen — sind vorher von den Knaben bei den Bauersfrauen eingekamelt worden. Sicherlich soll durch diese Judasfeuer das Verbrennen des Judas Ischariot symbolisiert werden.

Eine bewegte dramatische Handlung enthielt die Kumpel- oder Pöllerposse: ein verummter Pfaff oder Mönch in Gestalt Christi sprang aus einem finsternen Orte hervor und schlug, Einlaß heischend, mit seinem Kreuze gegen eine verschlossene Tür; dahinter erhob sich ein jämmerliches Geschrei und Geheule der verworfenen Engel, bis der Pfaffe in einem Anlaufe die Tür sprengte und nun die böien Engel mit Ketten beladen herausquollen und im Triumph vorgeführt wurden. Auf sie folgten dann die aus der Hölle erlösten Seelen in weißen Hemden mit Siegesgesang und Frohlocken.

Zweifel in der Kinderwelt glauben nicht, daß die Hahnen zur Osterzeit Eier legen. Dieser Unglaube muß weichen vor einer amtlichen Urkunde über eierlegende Osterhasen: der Schultheiß von Ansbach nahm im Jahre 1758 ein Protokoll auf, daß im Hause des Försters Fuhrmann zu Solenhofen ein gefangener Hase verschiedene Eier gelegt hätte und auf Befehl der serenissimi Hase wie Eier in die Kunstammer gebracht worden seien, wo diese Varietäten aufbewahrt werden sollten. Dieser Hase, den der Förster auf einem Spaziergange sehr jung eingefangen hatte, habe in einer Truhe aufgezogen, die Größe gewöhnlicher Hahnen erreicht, im Monat März und April 1757 drei Eier, in derselben Zeit des folgenden Jahres zwei weitere Eier gelegt. Die vier letzten seien ganz rund gefornit gewesen, und der Herr Reichserbmarschall Graf Pappenheim hätte eines der Eier geöffnet, darin aber nichts als weißes Wasser gefunden.

Eine kuriose Osterstte hat sich in der englischen Grafschaft Durham erhalten. Am Nachmittage des Ostersonntages durchziehen die Jungen truppweise die Straßen und halten jedes weibliche Wesen mit den Worten an: „Zahlen Sie gefälligst für Ihre Schuhe,“ und wenn die Steuer nicht sofort erlegt wird, zieht man den Widerpenstigen einen Schuh mit Gewalt aus. Am nächsten Tage können die Mädchen ihre Rache nehmen, nur mit dem Unterschiebe, daß sie von den Männern eine Hutsteuer verlangen. Eine nicht weniger seltsame Sitte hat bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Westfalen geherrscht. Rabe bei Hierlohn stand eine alte Erbe, die von sieben Erblöchern umgeben war. Am ersten Ostertage zog das Volk dorthin, saßte den Baum an und machte die „sieben Sprünge“. Wer alle sieben Löcher traf, glaubte, daß ihm noch wenigstens sieben Lebensjahre beschieden seien oder daß er in dieser Zeit eine Frau bekommen werde. Die Reihe der Osterkuriositäten ist hiermit noch lange nicht erschöpft: hatten oder haben doch so viele Orte ihre eigenen Osterbräuche, die dem Fremden kurios vorkommen, und die Uebersetzung kennt unter diesen örtlichen Osterkuriositäten z. B. das Wettsien von Ostereiern in niedersächsischen Gebieten, das merkwürdige Bräuteln — Schmačkostern — in ursprünglich slawischen Gebieten und das unfreiwillige Bad, das man in Ungarn den Langschläferinnen bereitet.

Kleines Feuilleton.

Das Institut für Vererbungsforschung. Wie bereits gemeldet worden ist, steht die Errichtung eines Instituts für Vererbungsforschung, des ersten in Deutschland, an der Königlich Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin unmittelbar bevor. Das Institut soll aus einer zoologischen und botanischen Abteilung bestehen. Es wird sich also auf die Vererbungsforschung in bezug auf Tiere und Pflanzen beschränken. Demgegenüber plädiert nun der bekannte Genealoge Dr. Stephan Reuke von Stradonitz in den „Grenzboten“ warm dafür, das Institut auch der Vererbungsforschung in bezug auf Menschen dienstbar zu machen. Er holt sich einen Eideshelfer in der Person des Dozenten für Psychiatrie und Neurologie an der Universität Upsala, Dr. S. Lundborg, der am Schlusse seines Viesenswerkes „Medizinisch-biologische Familienforschung innerhalb eines 232köpfigen Bauerngeschlechts in Schweden“ für jedes Land ein zentrales Forschungsinstitut für menschliche Vererbungswissenschaft fordert und

für derartige Institute auch gleichzeitig einen großzügigen Grundplan aufgestellt hat.

Als obersten Leiter des Instituts denkt sich Lundborg einen genealogisch und biologisch gut geschulten Arzt. Das Forschungsinstitut selbst soll etwa folgendermaßen organisiert sein: Neben dem Vorstande bestehen mehrere von einander verschiedene Abteilungen, deren Arbeitsfelder sind: 1. Eine Abteilung für Genealogie und Familienbiologie (Familienforschung im engeren Sinne); 2. eine für Familienstatistik (und Demographie); 3. eine für Anthropologie; 4. eine für Kriminologie (Kriminalstatistik, Kriminalpsychologie usw.) und Völkpsychologie; 5. eine rein wissenschaftliche, die die experimentelle Erblichkeitsbiologie umfaßt. An die Spitze jeder dieser Abteilungen treten anerkannte Männer der Wissenschaft, denen zu ihrer Hilfe die nötige Anzahl von Assistenten beigegeben werden muß. Erläuternd fügt Lundborg hinzu: „Diese Abteilungen brauchen natürlich nicht alle auf einmal in Angriff genommen zu werden. Für die Wirksamkeit des Instituts wären jedoch die Abteilungen eins und zwei schon von Anfang an absolut notwendig.“

Reuke von Stradonitz spricht zum Schluß seine Meinung dahin aus, daß ihm nur „aus vergleichenden Beobachtungen und Untersuchungen, die sich auf die Pflanzenwelt, die Tierwelt und den Menschen gleichmäßig erstrecken, die weitere Erkenntnis kommen zu können scheint.“ Seine Forderung läuft auf ein „großes Forschungsinstitut für Familienforschung und Vererbungswissenschaft“, den letzten Begriff im weitesten Sinne verstanden, hinaus.

Aus der Physik.

Die elektrische Beleuchtung aus der Luft. Aus Madrid wird berichtet: Der spanische Erfinder Jos6 Julian Iglesias Blanco, der erst kürzlich durch Experimente, in denen er Dynamit mit Hilfe ultraroter Strahlen entzündete, Aufsehen erregte, hat am letzten Sonnabend in Pozuelo bei Madrid eine neue Erfindung vorgeführt, die bestimmt scheint, in der Weiterentwicklung der Elektrizitätsindustrie eine bedeutende Rolle zu spielen. Mit Hilfe einer Anzahl Antennen und sehr sinnreich konstruierter Apparate ist es Blanco gelungen, der Atmosphäre elektrische Energie zu entziehen und nutzbar zu machen. Die Versuche fanden auf dem Grundstück des Sheridan Garratischen Besitzes statt, die Antennen waren auf hölzernen Säulen von 10—12 Meter Höhe außerhalb des Dorfes auf einer Hügelkluppe aufgerichtet. Die Apparate Blancos nahmen elektrische Kraft bis zu einer Spannung von 6000 Volt auf; bei der Umleitung schrumpfte diese Energiemenge zwar auf 150 Volt zusammen, aber im Garratischen Hause konnten mit dieser aus der Luft gezogenen elektrischen Kraft 15 elektrische Lampen erleuchtet und während des Experiments in Tätigkeit gehalten werden. Die Versuche sollen fortgesetzt werden, um die volle Leistungsfähigkeit der im übrigen sehr einfachen Anlage zu erproben.

Aus dem Tierreiche.

Eine neue Elefantenart. Das belgische Kolonialmuseum hat soeben das Fell eines Tieres erhalten, welches bis vor kurzem den Zoologen unbekannt war. Es handelt sich um einen Zwergelöfanten, der vielleicht noch in großer Zahl im Herzen Afrikas lebt. Er gleicht in gewissen Formen jenen Arten von Elefanten, die in prähistorischer Zeit verschiedene Regionen der alten Welt belebten. Dieser kleine Elefant, Wasserelöfant genannt, wurde von den beiden Naturforschern Le Petit und Gromier bereits im Jahre 1910 zwischen dem Nordufer des Leopoldsees und dem linken Ufer des oberen Kongo entdeckt. Er bewohnt dort ein sumpfiges Gebiet. Aber es gelang den beiden Forschern nicht, eines der Tiere habhaft zu werden. Eingeborene erklärten ihnen, daß diese Elefantenart in einem großen geheimnisvollen Walde lebe, in den kein Mensch eindringen könne. Den Angaben der Forscher begegnete man in Gelehrtenkreisen bald mit Mißtrauen.

Der belgische Leutnant Franssen berichtet nun über dasselbe Tier und bestätigt somit die damaligen Angaben Le Petits. Er suchte das Tier an den Ufern des Viktoriassees. Eingeborene wiesen ihm eine Stelle nach, wo er es beobachten könne. Nach sechshundredig Stunden, die er im Schlamm stehend zubrachte, sah er ein Rudel von etwa zwanzig dieser Elefanten und erlegte ein Tier. Das Fell dieses Tieres ist es, das nunmehr in das belgische Kolonialmuseum zu Terbuieren eingeliefert wurde. Franssen bezahlte seine Entdeckung mit dem Tode. Der Aufenthalt an den sumpfigen Seeufern zog ihm ein heftiges Fieber zu, dem er erlag.

Der von Franssen erlegte Elefant — der Direktor des Museums Dr. Schoutten hat ihm den Namen Elophas Africanus Franssoni gegeben — ist nur halb so groß als der gewöhnliche afrikanische Elefant. Seine Stoßzähne sind sogar achtmal geringeren Umfanges als die seines großen Velters. Er lebt in Rudeln von zehn bis zwanzig Stück an der Grenze der Wälder und Seen im Schlamm. Seine Nahrung besteht aus den vorkommenden Pflanzen.

Eine ähnliche Elefantenart ist aus prähistorischen Funden auf der Insel Malta im Mitteländischen Meere nachgewiesen. Es fragt sich nun, ob der von Franssen erlegte Elefant dieselbe Art darstellt oder ob diese Tiere Abkömmlinge der maltesischen Art sind. Es ließen sich in beiden Fällen die interessantesten wissenschaftlichen Schlüsse ziehen.